

Matthias Kasimir Sarbiewski.

„Einsam und vergessen werde ich einst im Grabe ruh'n — Nichts als arm-seliges Staub.“ So hat Sarbiewski, der von seinen Zeitgenossen hochgefeierte polnische Dichter, einst gesungen (Vhr. IV Bd. 28). Sein Wort schien nur allzusehr in Erfüllung zu gehen. In der ehemaligen Jesuitenkirche zu Warschau, wo er begraben wurde, bezeichnet keine Inschrift seine letzte Ruhestätte. König Ladislaus wurde an dem edlen Vorsatz, dem Dichter ein würdiges Denkmal zu errichten, durch den Tod verhindert. Eine Marmorbüste, mit der Graf Zaluski in der Warschauer Bibliothek das Andenken seines gefeierten Landsmannes ehrte, wurde von den Russen weggeschleppt oder zerschlagen. Endlich ist das schönste Denkmal, das der Dichter in seinen Werken sich selber schuf, in arge Vergessenheit geraten, nur von wenigen gekannt und geschätzt. Polen aber, sein geliebtes Vaterland, ist 1795 untergegangen. Unserer Zeit war es vorbehalten, das Interesse an dem ehemals so mächtigen Reich wieder erwacht zu sehen. Ob auch seinem berühmtesten lateinischen Dichter ein ehrenvolles Aufleben in der Nachwelt beschieden sein wird?

Man sollte geneigt sein, daran zu glauben, wenn man Leben und Wirken des hochbegabten Polen überblickt. Der altadeligen Familie Prawda in Sarbiewo, unweit Plonisz, 1595 entsprossen und an den Jesuitenanstalten Pultusk und Wilna vorgebildet, trat er 1612 in den Jesuitenorden, trotzdem sich über denselben gerade damals auf Grund der verleumderischen *Monita secreta* ein Sturm der Verfolgung erhoben hatte. Schon früh offenbarte sich das ungewöhnliche Dichtertalent Sarbiewskis und zog die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Ein zweijähriger Aufenthalt in Rom 1623—1625 gab seinem Gesichtskreis eine großartige Erweiterung, weckte das poetische Schaffen aus den tiefsten Gründen seiner Seele und verhalf ihm durch die antiken Muster zu einer erstaunlichen Formvollendung.

In Rom hatte er reichlich Gelegenheit, mit hervorragenden Männern zu verkehren. Am päpstlichen Hofe ward er von Urban VIII. hochgeehrt und feierlich zum Dichter gekrönt. In die auserlesene Zahl derer, welche sich damals mit der Verbesserung der Hymnen des Breviers zu beschäftigen hatten, wurde auch der jugendliche Jesuit Sarbiewski berufen. Nach Polen zurückgekehrt, übernahm er das Amt eines Professors der Philosophie und dann der Theologie. Als er vor Antritt seiner dogmatischen Vorlesungen in Wilna eine bestimmte Anzahl Thesen in öffentlicher Disputation verteidigen sollte, hatte sich der König Ladislaus IV. ebenfalls eingefunden. War dieser schon vorher durch die Oden Sarbiewskis mit höchster Achtung für ihn erfüllt, so zog er jetzt, unter dem allgemeinen Beifallsjubel des Auditoriums, den königlichen Ring vom Finger und ließ ihn durch den Reichskanzler dem jungen Doktor überreichen. Mit solcher Beredsamkeit, Geistesstärke und Gründlichkeit hatte dieser disputiert. Noch näher wünschte ihn der König später an seine Person zu fesseln. Sarbiewski wurde sein Hoftheolog und Beichtvater. Gegen seinen Willen wollte der demütige und fromme Religiöse unter den Großen dieser Welt. Soweit es immer möglich war, flüchtete er sich

in das Ordenshaus in den Kreis seiner Mitbrüder. Der hohe, dem Ewigen zugewandte ernste Sinn des Vaters fand sich da mehr daheim als im glänzenden Palaste. Soweit er sich notgedrungen dort bewegen mußte, suchte er für das Heil der Seelen zu wirken. Rühmend erwähnen fast sämtliche Schriftsteller, daß er sich niemals in die Politik eingemischte und seinen Einfluß nicht anders als in apostolischer Weise geltend gemacht habe. In dem Dissidentenstreite, der nach Beseitigung der äußeren Gefahren das Reich von neuem erschütterte, trat Sarbiewski auch als Kontroversprediger auf. Zugleich predigte er auf den Reisen, wo er den König begleiten mußte, mit Eifer dem schlichten Volke. Ein frühzeitiger Tod machte seinem hochbegnadeten Leben 1640 ein Ende. Das in Kürze die Lebensumstände des Dichters, die Johannes B. Diel S. J. ehemals in dieser Zeitschrift (IV [1873] 159 ff. 343 ff.; V [1873] 61 ff. 365 ff.) eingehend dargestellt hat und von denen soeben in der Einleitung zu einer neuen, hochwillkommenen Arbeit Ferdinand M. Müller S. V. D.¹ berichtet.

Mitten in all den erwähnten anstrengenden Beschäftigungen wurde Sarbiewski der schönen Muse nicht ungetreu. Nach dieser Seite hin hat F. M. Müller vornehmlich seinen kritischen Blick gewendet und in ausdauernder, philologischer Kleinarbeit die vier Bücher Oden und das Buch der Epoden durchmustert, um den „Nachahmer des Horaz“ bis in die einzelnen Züge hinein zu charakterisieren. Schon im äußeren Lebensgange und in der Naturanlage der beiden Dichter weiß er mancherlei Ähnlichkeiten aufzuzeigen, denen natürlich tiefeingreifende Verschiedenheiten gegenüberstehen. Viel ergiebiger fällt die Vergleichen aus, wenn die Metra, die Dichtungsformen, die Parallestellen, Redefiguren und dichterischen Materien in Betracht gezogen werden. Vor allem dürften die zahlreichen Nachweise (S. 32—56) Interesse erregen, welche eine außerordentliche Kenntnis und Beherrschung des Horazischen Ideen- und Sprachschatzes erkennen lassen. Dabei ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß auch zahlreiche Reminiszenzen aus andern römischen Dichtern in Sarbiewskis Werke miteingeflossen sind. Hat er ja nach eigenem Geständnis den Vergilius nicht weniger als sechsigmal, die andern zehnmal durchstudiert. Obwohl ihm aber Inhalt und Form derselben in Fleisch und Blut übergegangen war, so hat er sich doch als origineller, selbständiger Dichter von Gottes Gnaden bewährt. Seine Gedichte sind nicht künstliche tote Blumen, die lebendigen Mustern nachgebildet sind, sondern es pulsiert in ihnen ein tiefinnerliches Leben voll Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Freundestreue und Naturfreudigkeit. Kühne Phantasie und glatte, reine Sprache spiegeln einen hochgestimmten, den edelsten Gegenständen zugewandten Geist. Am höchsten erschwingt sich dieser Dichtergenius, wenn er vom ewigen „Heimatland“ (z. B. Lyr. I Od. 19), von der „Himmelskönigin“ oder von den unglücklichen Zwisten und Fehlern seines Volkes singt. Seine Stimme wird vielleicht nunmehr bessere Beachtung finden als im alten Polenreiche. Es ist nicht zu

¹ De Mathia Casimiro Sarbievio Polono e Societate Iesu Horatii imitatore. Dissertatio inauguralis philologica quam . . . scripsit Ferdinandus Maria Mueller. 8° (76 S.) Monachii 1917, C. Wolf & Sohn.

verwundern, daß, wie F. M. Müller hervorhebt, Kunstrichter ersten Ranges die Gedichte Sarbiewskis ungemein hoch bewerteten, ja auf gleiche Stufe mit denen seines römischen Vorbildes setzten. Um einen statt vieler zu nennen: Hugo Grotius ist der Ansicht, daß der Jünger den Meister nicht bloß erreicht, sondern hin und wieder sogar übertroffen habe.

Bei dem Bestreben des neulateinischen Dichters, christliches Denken in das antike poetische Gewand zu kleiden, ist es nicht zu verwundern, daß er manche sprachliche Wendung benutzte, die unser gläubiges Empfinden befremden könnte. Der Jesuit ermahnt z. B. einen Freund, er solle lernen, durch sich allein glücklich zu sein (ut se solus beatus esse disceret IV 34, 19). Er wünscht, das Innere seines Herzens so geordnet zu sehen, daß er nicht unter die Last äußerer Güter gebeugt, sondern als sein eigener Herr sterbe (ut non onustus sed suus moriatur II 16, 101). In dem Reichtum des eigenen Ich genügt er sich selbst, so daß er von außen nichts mehr zu begehren braucht (Me plenius extra quid cupiam? IV 12, 9 ff.). Wenn er sich selbst ganz angehört, bleibt Armut ihm fremd. Wenn sein Geist betrachtend in sich selbst einkehrt, findet er dort unermessliche Schätze verborgen (III 6, 10 ff.). Solche Gedanken klingen allerdings stoisch und erinnern unwillkürlich an die Diatriben eines Epiktet, an das Stichwort *τὰ ἐστὶ ἐμοί*. Aber derselbe Sarbiewski hat seinen christlichen Standpunkt an andern Stellen so glänzend und feurig zum Ausdruck gebracht, daß jede weitere Verteidigung überflüssig ist. Müller bemerkt mit Recht, daß der Dichter eine höhere Tugend als die der Stoiker zu verherrlichen pflege (S. 71). Mögen der fleißigen und dankenswerten Arbeit des Verfassers weitere Studien folgen, die sich mit dem lohnenden Thema befassen.

Joseph Stiglmayr S. J.

Eine Erinnerung an Lord Byron.

In den Jahren 1816 bis 1818 vollendete Lord Byron den dritten und vierten Gesang seiner romantischen Reisedichtung „Ritter Harolds Pilgerfahrt“. Der Glanz der Sprache, die jeder Übersetzung spottet, die prachtvollen Einzelheiten der Schilderung und lyrischer Stimmungen eroberten dem Gedicht einen bleibenden Weltruf, so zerrissen auch sonst des Werk ist, so trotzig und eigensinnig auch die unruhige und wild hinstürmende Phantasie des Dichters alle Bemerkungen künstlerischer Einheit durchbricht.

Manch sinniger Landsmann Lord Byrons muß heute bei vielen Stellen der „Pilgerfahrt“ nachdenklich gestimmt werden. Da redet die Kunst und eisernde Wahrheitsliebe und gerechter Zorn eine großartige Sprache, deren Wucht das tönende Wortgepränge neidblasser Kriegshezer erdrückt, deren Lauterkeit über dem zusammengeronnenen Schlamm des Hasses und der Verleumdung siegreich aufleuchtet.

Als 22jähriger Jüngling hatte Lord Byron die zwei ersten Gesänge der „Pilgerfahrt“ vollendet und damit ein Meisterstück enthüllt, das von einem außerordentlichen Genie, nicht etwa bloß von Talent Zeugnis ablegte. Er selbst er-